

Kirche auf Beibehaltung der slawischen Kirchensprache. Bei den Rumänen und Georgiern Rußlands wurde Slawisch neu eingeführt. In den Missionen dagegen gestattete die russische Kirche zur Förderung der Bekehrung leicht den Gebrauch der Volkssprache, so den Japanern und Chinesen. Auch den „aus Häresie oder Schisma“ zur russischen „Orthodoxie“ „Bekehrten“ wie den Nestorianern, Armeniern und Böhmen wurde die eigene traditionelle liturgische Sprache beziehungsweise die Volkssprache gestattet. Finnen, Esten und Letten durften auch ihre Nationalsprache verwenden.

In neuester Zeit drangen in den orthodoxen Kirchen die Volkssprachen in weitem Umfang ein. Es ist eben kein starker Mittelpunkt der Einheit vorhanden, dem die Erhaltung der einheitlichen liturgischen Sprache am Herzen läge.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß im Osten ganz ähnliche einander widerstrebende Kräfte die Entwicklung gelenkt haben wie im Westen. Auf

der einen Seite die Kräfte der Beharrung, welche die durch die Überlieferung geheiligte liturgische Sprache unverändert erhalten und die Einheit der Kultsprache aufrecht erhalten wollen, auf der andern Seite das immer wieder auftretende Verlangen, eine unverständliche, volksfremde Sprache durch eine andere, dem Volk entsprechendere — dies braucht nicht gerade die Volkssprache zu sein — zu ersetzen. Dieses Verlangen konnte sich im Osten wegen des Fehlens starker einheitlicher Kräfte mehr durchsetzen als im Westen. Es ging nicht selten — wenn auch nicht notwendig — mit der Lockerung, sogar Trennung der kirchlichen Einheit zusammen.

Grundsätzlich lehnt weder der Westen noch der Osten die Volkssprache in der Liturgie ab. In der lateinischen Kirche besteht heute nahezu volle Einheitlichkeit in der Sprache der heiligen Messe, die katholische Gesamtkirche dagegen anerkennt eine Vielheit von liturgischen Sprachen.

DIE BEDEUTUNG DER FRAU FÜR DAS FRÜHE CHRISTENTUM DER GERMANEN

Von Karl Koch

Von der heiligen Frankenkönigin Bathilde wird in ihrer alten Vita berichtet, sie habe den Wunsch gehabt, die Verwaltung des Frankenreiches niederzulegen und sich in ihr Kloster Chelles zurückzuziehen. Aber der fränkische Hochadel widerstrebte lange ihrem Herzenswunsch. Denn sie hatte nach dem Tod ihres Gemahls Chlodwig II. († 657) zum Besten des Reiches regiert, hatte zwischen den in fast ständigem Hader lebenden Teilreichen Austrasien, Neustrien und Burgund Versöhnung gewirkt und das geeinte Reich zur Blüte gebracht. „Wir glauben“, sagt der Lebensbeschreiber, „daß diese drei großen Reiche nach dem Willen Gottes und wegen des großen Glaubens der Königin Bathilde friedliche Eintracht hielten.“ Die Königin hatte das Reich geordnet und auch für Nachfolge in der Reichsleitung gesorgt. Dennoch ließen diese rauen Männer des 7. Jahrhunderts sie nur ungern scheiden. Man hätte sagen sollen, in dem Reich der Merowinger, wo das Schwert regierte, sei die Regentschaft einer Frau unmöglich gewesen. Aber gerade da, wo die Maßlosigkeit der Männer die Wege in eine bessere Zukunft versperrte, wo die Lage des Landes durch die starre Härte männlichen Regimentes hoffnungslos verknäuel war, da mußte die geduldige Hand der Frau den Knäuel entwirren und Ordnung schaffen. Wo Männer wie Knaben rauften, mußte das sittigende Walten der mütterlichen Frau das gestörte Gleichgewicht im Lande wiederherstellen.

Noch deutlicher wird die Not des Mannes und der Aufschrei nach der mütterlichen Sorge der Frau in den Ereignissen um die heilige Radegunde,

die Gemahlin des Frankenkönigs Chlothar, die hundert Jahre vor Bathilde lebte. Als sie das Leben am intrigenreichen merowingischen Königshof mit dem Kloster vertauschen wollte, suchte man sie zurückzuhalten. Sie bat trotzdem den Bischof Medard von Noyon, ihr den Nonnenschleier zu reichen und sie so dem klösterlichen Leben zu weihen. Der Bischof willfahrte nach langem Zögern den anhaltenden Bitten. Da rissen adelige Franken — bezeichnend für die derben Sitten damaliger Zeit — den Bischof vom Altar fort, „daß er nicht dem König seine Gemahlin nehme, die als Stütze des Staates leben müsse“, wie ihr zeitgenössischer Biograph schreibt. Diese wilden Germanen hatten ein Gespür für die Bedeutung der Frau im Organismus der Gemeinschaft, wußten wohl, wie notwendig das Wirken der Königin für die Ordnung des Staates war.

Etwas von Ehrfurcht der Germanen vor der Frau wird hier sichtbar, die auch im Strudel der Völkerwanderung nicht verloren ging, die auch in den stürmereichen Zeiten nach der großen Wanderung erhalten blieb und das ganze Mittelalter hindurch lebendig war. Von dieser Ehrfurcht heißt es in der bekannten Stelle der Germania des Tacitus: „Ja, sie glauben, daß in ihnen etwas Heiliges sei und die Gottheit aus ihnen spreche. Darum verachten sie nicht ihre Ratschläge und übersehen nicht ihre Antworten.“ Das eindringende Christentum hat diese Haltung der Germanen nur noch verstärkt. In einer Mönchsregel aus der Zeit und wahrscheinlich auch aus dem Reich Bathildens (Hilpisch) werden die Mönche zur Sorge für die

Nonnen ermahnt und auch die Begründung dafür gegeben: „Dennoch befehlen wir, ihnen (den Nonnen) aus ganzem Herzen freigebige Hilfe zu leisten, denn sie sind Glieder Christi und Mütter des Herrn, und Christus erlöste uns durch Hilfe der Jungfrau.“ Hier erfährt in den ersten Zeiten christlichen Lebens im Frankenreich die den Germanen eingeborene Ehrfurcht vor der Frau ihre christliche Unterbauung. Die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann wird durch den Hinweis auf die Gliedschaft am mystischen Leib Christi dargetan, die Erhabenheit der Frau durch den Hinweis auf die göttliche Mutterschaft Mariens und ihren Anteil an der Erlösung.

Von daher wird die Bedeutung verständlich, die der Mithilfe der Frau bei der Ausbreitung und Vertiefung des christlichen Lebens unter den Germanenstämmen zukam. Sie war ungleich höher als in der christlichen Antike. Während bei der Annahme des Christentums durch den germanischen Mann die Machtfrage, die Christophorusfrage nach dem stärksten Gott, sehr oft den Ausschlag gab, ist die Hinneigung der germanischen Frau zum Christentum viel stärker durch die sittigende Bedeutung der Kirche bedingt.

Die Frankenkönigin Chlothilde ist wohl das bekannteste Beispiel für den Anteil einer Frau an der Bekehrung eines germanischen Großstammes. Die Annahme des Christentums in der Form des katholischen Bekenntnisses durch Chlodwig ist zu einem großen Teil auf die Festigkeit dieser seiner Gemahlin zurückzuführen. Chlothilde, die katholische Burgunderprinzessin, erhielt von Chlodwig die Zusicherung der Taufe ihrer Kinder. Aber schon bei der Taufe des ersten Kindes machte der König Einwendungen. Chlothilde blieb fest. Das Kind wurde getauft, starb aber bald darauf. Der König schrieb dies der Taufe zu. Chlothilde aber ließ auch ihr zweites Kind taufen. Des Königs Bedenken schienen recht zu behalten. Denn auch dieses Kind erkrankte. „Aber auf das Gebet der Mutter wurde nach dem Willen Gottes das Kind wieder gesund“ (Gregor von Tours). Chlothildens christliches Leben, die katholische Art ihrer Umgebung, ihre Gebete und Bitten machten auf den an sich weitherzigen König nachhaltigen Eindruck. Sein Herz wurde durch die Königin bereitet. Mögen politische Gründe bei seiner Bekehrung mitgespielt, vielleicht sogar den Ausschlag gegeben haben, die Grundlage für seine Bekehrung war das stille Wirken seiner Gemahlin. Wenn Gregor von Tours berichtet, der König habe in der Alemannenschlacht den Namen Christi angerufen und sich in seinem Gebet auf seine Gemahlin gewissermaßen als Mittlerin berufen, so entspricht das durchaus der germanischen Haltung und den Bemühungen der Königin, die noch ein übriges tat und den König

mit dem Bischof Remigius von Reims in Verbindung brachte.

Während Chlothilde bei den Franken den Weg vom Heidentum zum Christentum bahnte, haben bei andern germanischen Stämmen Frauen den Übergang vom Arianismus zum Katholizismus vorbereitet. So die bayrische Herzogstochter Theodelinde bei den Langobarden. Ihre Ehe mit dem arianischen Langobardenkönig Authari trug politischen Charakter. Dieser suchte für seine Herrschaft Anlehnung und Rückendeckung bei den stammverwandten Bayern, deren Herzogshaus katholisch war. Die politische Ehe hatte religiöse Folgen. Die Königin Theodelinde wurde mit der Zeit der Hort des Langobardenreiches. Das Volk, kaum erst in Oberitalien sesshaft geworden, war innerlich noch nicht zur Ruhe gekommen. In kurzen Zwischenräumen lösten die Führer einander ab. Auch Theodelindens Gemahl Authari starb früh. Darauf nahm Agilulf, sein Nachfolger, Theodelinde zur Ehe, die inzwischen schon großen Einfluß im Land gewonnen hatte. Auch dieser starb. Da regierte sie selbst mit kraftvoller Hand. Sie war die Hoffnung der romano-katholischen Bewohner des Landes, genoß aber auch wegen ihrer klugen Staatsführung und als Mutter der Kinder der Stammeskönige das Vertrauen der langobardischen Herrenschaft, die noch arianisch war. So war sie das Band der Einheit, die katholische Urbewohner und arianische Siegerschicht langsam zu einem Volk zusammenschweißte. Die katholischen Bischöfe des Landes erhielten an ihr eine Stütze. Sie trat in Briefwechsel mit Papst Gregor dem Großen. Durch ihren Einfluß entstanden Kirchen und Klöster. Kolumban, der große Ire, erhielt ihre Unterstützung zur Errichtung seines Klosters Bobbio im Apennin, das für die Katholisierung der Langobarden und die christliche Kultur von großer Bedeutung wurde. Theodelindens Kinder wurden katholisch erzogen. Als die Königin 628 starb, war der Katholizismus so erstarkt, daß der Arianismus kaum mehr lebensfähig war. Ihre Tätigkeit hat nicht nur Oberitalien religiös und politisch geeint, sie hat auch die Sesshaftwerdung des Volkes vollendet und einem kulturellen Aufblühen den Weg geebnet. Dabei ist die lange Regierungszeit der Königin von schicksalhafter Bedeutung gewesen. Sie ermöglichte eine ungestörte Entwicklung in der gleichen Richtung und eine friedliche Durchdringung des Volkes mit katholischem Gedankengut. Auch das letztere war ein Segen für die Langobarden: denn hier wie bei vielen andern Germanenstämmen erwies sich der Katholizismus im Gegensatz zum Arianismus als staatsaufbauende Kraft. Übrigens ist das lange Leben Chlothildens († 544; ihr Gemahl Chlodwig starb 511) von ähnlicher Bedeutung gewesen. Sie war im Frankenreich die Klammer zwischen dem katholischen Episkopat romanischer Herkunft und

dem jungen christlich-germanischen Element: schon durch ihr Dasein. Gregor von Tours erzählt uns überdies von ihren Bemühungen um christliche Kultstätten und ihre Mildtätigkeit, die beim Mangel an öffentlicher Fürsorge ein Beweis praktisch christlicher Gesinnung war.

Schon vor den Langobarden waren die germanischen Westgoten Arianer. Durch die Heirat mit der fränkischen Königstochter Ingunde wurde der westgotische Königsohn Hermenegild katholisch. Trotz den dadurch mit dem Vater entstandenen Wirren und seinem Tod wirkte dies werbend für den Katholizismus. Zwei Jahre später wurde Hermenegilds Bruder Reccared katholisch (587). Bald folgte das ganze westgotische Spanien nach.

Um die gleiche Zeit, da bei Langobarden und Westgoten der Katholizismus, durch Frauen vermittelt, sich durchsetzte, wurden von Gregor dem Großen Benediktiner nach England gesandt. Auch hier war es eine Frau, die wichtige Mittlerdienste leistete. König Ethelbert von Kent, bei dem die Missionare landeten, hatte eine katholische Gemahlin: Ildeberga, aus fränkischem Königsgeschlecht. So war dem König der katholische Gedanke keine unbekannte Größe mehr, als 595 die Missionare sich bei ihm einfanden. An der Taufe Ethelberts im Jahr 601 hat auch wohl die Gemahlin ihren Anteil. Als nach Ethelberts Tod das Bekehrungswerk ins Wanken geriet, als heidnische Mächte in England von neuem Gewalt erlangten, als die römischen Missionare schon im Begriff standen, aus dem Land zu fliehen, da bekehrte sich König Edwin von Northumberland. Dessen Bekehrung war in die Wege geleitet durch seine Gemahlin Ethelburg, die Tochter Ethelberts. Dadurch war dem Christentum in England eine neue Bastion geschaffen, von der in der Folgezeit reiches religiöses Leben ausging.

Der Übertritt der Franken zum Christentum war ein Anerkennen der Oberhoheit Christi über das Frankenvolk. Der König mit seinen Großen, mit seinen Kriegern, den Edelsten des Volkes tat zuerst diesen Schritt. Mit ihnen war auch schon die Entscheidung für das ganze Volk gefallen. Aber es währte noch eine geraume Zeit, bis die Herrschaft Christi das innere Leben der Großen des Volkes umgestaltet hatte, erst recht bis sie in die letzten Verästelungen des Volkslebens eingedrungen war. Denn mit der Anerkennung Christi war nicht ohne weiteres die Erkenntnis der Tragweite seines Herrschaftsanspruchs verbunden. Für den Krieger, den Mann der Tat, war es schwer, den zu begreifen, von dem es heißt: Im Anfang war das Wort. Frauen haben dafür ein feineres Gespür gehabt. Sie haben vielfach das Christentum tiefer begriffen und oft durch ihre Handlungsweise

die Männer zu vertieftem Verständnis des christlichen Lebens geführt.

Nirgendwo haben sich die Franken dem Christentum feindlich entgegengestellt. Sie waren nicht nur duldsam, sondern haben sich bald als Volk in seiner Gesamtheit der Kirche angeschlossen. Das bedeutet zunächst nur, daß das öffentliche Bekenntnis der Franken das christliche geworden war, nicht aber, daß jeder einzelne aus dem Volk nun schon gleich ein christliches Bewußtsein erlangt, ein christliches Leben geführt habe. Der Götterkult lebte unter der Hand weiter, allerdings entthront als Winkelkult und Dämonenglaube. Die Götter waren Dämonen geworden, waren nicht mehr die Schützer des Volkes, sondern seine unheimlichen Bedränger. Als Dämonen finden wir sie noch in Skulpturen romanischer Kirchen wieder.

Die Auseinandersetzung um das eigentlich christliche Leben begann im Frankenvolk erst nach der Bekehrung. Sie war eine Auseinandersetzung zwischen dem Adel auf der einen und den Bischöfen und missionierenden Mönchen auf der andern Seite, zwischen Volk und Einsiedlern, nicht minder aber eine häufig mit Heftigkeit ausgetragene Auseinandersetzung zwischen Männern und Frauen in der gleichen Familie. Man hat sich vielfach allzu sehr bemüht, in billiger Apologetik die Artmäßigkeit des Christentums mit dem Germanentum darzutun. In Wirklichkeit ist trotz der „anima naturaliter christiana“ das Christentum nur insofern artgemäß, als es in jedem Volk Anknüpfungspunkte und Verständigungsmöglichkeiten vorfindet. Es steht aber über jeder volklichen Artung und geht selten ohne Auseinandersetzung in einen Menschen und in ein Volk ein. Wenn im Christentum der städtisch gebildeten Bevölkerung der Antike der Kampf in das Innere des Einzelmenschen hineinverlegt ist (Augustinus *Confessiones*), so hat er sich bei der gemeinschaftsverbundenen Art der Germanen vor der Öffentlichkeit des Volkes, vor dem Gewissen des Volkes abgespielt. In manchen Germanenstämmen wogt der Kampf zwischen Arianismus und Katholizismus hin und her. Frauen haben, wie wir sahen, die Entscheidung für den Katholizismus wesentlich mitbestimmt. Bei den Franken aber, deren Bekehrungsgeschichte uns am besten von allen germanischen Stämmen aus den Quellen bekannt ist, ist die Entscheidung in den Katholizismus selbst hineinverlagert. Auch bei dieser Auseinandersetzung spielen Frauen eine große, eine mitentscheidende Rolle. Es stand in den Jahrhunderten nach dem Übertritt Chlodwigs die Christianisierung der Franken oder die Germanisierung des Christentums zur Entscheidung. Man war auf dem besten Weg zu letzterem (Eigenkirchenwesen, Bischofsstühle als Lohn für Eifer und Treue im Dienst des Königs u. a.). Die Frauen haben die Entscheidung nach der andern Seite, der Verchrist-

lichung des Frankenvolkes, mit erwirkt. Eine Anzahl Beispiele sollen uns das noch zeigen.

Zusammenstöße zwischen Christentum und Heidentum mußten vor allen Dingen da entstehen, wo es sich um verschiedenartige Auffassungen von Gemeinschaftsbeziehungen handelte. Wo etwa die kirchliche Ehegesetzgebung der germanischen entgegenstand, ging es nicht ohne Kampf ab (Leben der heiligen Kolumban, Kilian, Emmeram). Ein Ärgernis war den Germanen die christliche Jungfräulichkeit im Mönchs- und Nonnenleben. Solches war ihnen schlechterdings unverständlich. Das Mönchtum galt dem Germanen als verächtlicher Stand, eines freien Mannes unwürdig. Geschoren sein, Mönch sein, unfrei sein, war für ihn ein und dasselbe. Kein Wunder, daß Klöster des Merowinger- und Karolingerreiches dazu herhalten mußten, niedergekämpfte Aufrührer hohen Standes aufzunehmen. Ebensowenig wie das mönchische Leben des Mannes begriff man das jungfräuliche Leben der Frau. Es war in den Augen des germanischen Vaters, der seine Tochter verheiraten wollte, eine Ungeheuerlichkeit, wenn ihm von dieser erklärt wurde, sie wolle Nonne werden. Der Gegensatz in der religiösen Haltung hat häufig zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Vater und Tochter, zwischen Mann und Frau geführt. Das tritt uns bei den Franken zeitlich zuerst entgegen in Radegunde, der Thüringerin, die Frankenkönigin wurde. Ihre Sehnsucht nach dem Kloster ist der leidenschaftliche Aufschrei einer nach Vollkommenheit dürstenden deutschen Frau, die erst kurz vorher das Christentum kennen gelernt hatte. Aus dem Königsgeschlecht der heidnischen Thüringer kommt sie in die Gefangenschaft des Frankenkönigs Chlothar. Dort am Hof wird sie getauft, ergreift das christliche Leben mit einer Innigkeit, die sich seltsam, fast bizarr abhebt von der Haltung derer, durch die sie es kennen gelernt hat. Später wird sie Chlothars Gemahlin. Dessen unchristliche Lebensführung engt ihr Streben nach Gott so ein, daß sie den Entschluß faßt, ein klösterliches Leben zu beginnen. Wir haben oben erwähnt, wie sie trotz allen Hindernissen ihren Entschluß durchführt und sich gegen die Macht der Männer durchsetzt. Schließlich erklärt sich auch ihr Gemahl, bezwungen durch die hohe Gesinnung der Gemahlin, einverstanden und trägt gar zum Bau ihrer Klostergründung in Poitiers erheblich bei.

Der Fall Radegundens steht im 6. Jahrhundert, vor dem Auftreten der irischen Missionare, noch vereinzelt da. Ähnliche Auseinandersetzungen begegnen uns im 7. und 8. Jahrhundert öfter.

Die bereits genannte Frankenkönigin Bathilde gründete das nordfranzösische Kloster Chelles und trat nach Übergabe der Regentschaft an ihre Söhne selbst dort ein. Ihre Zeit und auch ihr Kloster Chelles ist schon stark beeindruckt von der Wirk-

samkeit der Iren. Deutlicher noch tritt deren Einfluß zu Tage in dem Leben der heiligen Burgundofara, in der das innerliche irische Christentum mit dem unentwickelten der Franken um die Entscheidung ringt¹. Burgundofara ist der Typ einer germanischen Jungfrau, wie sie uns in den fränkischen Adelsgeschichten von da an mehrfach begegnet. In ihrer Familie gehörte das Christentum seit langem zum guten Ton. In ihre Jugend fiel der Besuch des irischen Abtes Kolumban, dessen Ruf das ganze Frankenland erfüllte. Er weihte, gleichsam zur Belohnung für die auf dem Hof des Vaters genossene Gastfreundschaft, die Tochter dem Dienst Gottes. Von jener Stunde an schien etwas vom Geist des großen heiligen Bekehrers auf sie übergegangen zu sein. Der Feuerbrand der Liebe Christi brannte unauslöschlich in ihrem Herzen. Dennoch wurde sie, gegen ihren Willen, von ihrem Vater, der für die Berufung seiner Tochter kein Verständnis hatte, verlobt. Da fiel sie in eine schwere Krankheit. Ein Augenleiden stellte sich ein. Fieberschauer schüttelten sie, so daß sie dem Tod nahe war. Aber sie erhielt unverhoffte Heilung durch den heiligen Eustasius, der von neuem ihr Leben in die von Kolumban gegebenen Richtung lenkte. Der Vater versprach in seiner Freude, den Wünschen der Tochter fernerhin kein Hindernis mehr in den Weg zu legen. Dennoch wurde er nach Eustasius' Weggang wieder wankelmütig. Schon wollte er sie ihrem Bräutigam übergeben. Da floh Burgundofara. In sinnloser Wut schickte der Vater Verfolger mit dem Auftrag, die Tochter zu töten. Sie nahm das Asylrecht der Kirche in Anspruch in dem entschiedenen Willen, eher zu Grunde zu gehen, als ihren Vorsatz aufzugeben. Eustasius befreite endlich durch sein neuerliches Dazwischentreten die Tochter aus ihrer schwierigen Lage. Schließlich war des Vaters Widerstand endgültig gebrochen. Die Standhaftigkeit der Tochter hatte gesiegt. Er stellte ihr sogar einen Teil seines Grundbesitzes für den Bau und die Ausstattung eines Klosters zur Verfügung, in dem sie später Äbtissin wurde († 657).

Um die gleiche Zeit lebte die heilige Adelgunde. Um ihr Leben haben sich in verwirrender Fülle Legenden gerankt. Sie erzählen von den Familienverhältnissen, die denen der heiligen Burgundofara ähnlich waren. Adelgunde wuchs als Tochter eines adeligen Frankengeschlechtes auf. Die ganze Familie hatte sich zwar dem Christentum angeschlossen, lebte aber in dem Helldunkel zwischen Christentum und Heidentum, bis in diesem weiblichen Sproß des Hauses die ganze Hingabe an das christ-

¹ Burgundofaras Leben hat Abt Jonas geschrieben, der auch die Viten Kolumbans und seines Nachfolgers Eustasius verfaßt hat. Er hatte eine Zeit lang bei Abt Eustasius im Kloster Luxeuil gelebt und kannte ebenfalls Burgundofara (auch einfach Fara genannt), deren Kloster Faramoutiers er besuchte.

liche Lebensideal aufbrach. Was von Radegunde leidenschaftlich erstrebt wurde, Burgundofara in demütigem Starkmut erreichte, das erlangte Adelgunde durch ihre frauenhafte Dulderkraft. Auch sie, die ganz und ungeteilt, ohne menschliche Rücksichten Gott in der Jungfräulichkeit dienen wollte, geriet in Widerstreit mit dem Vater, der sie verheiraten wollte. Da soll sie geflohen sein, um sich ihre Freiheit in Christus zu wahren. Es scheint aber die Annahme berechtigt, daß der Vater seinen anfänglichen Widerstand aufgegeben habe und daß sie in Frieden aus ihrer Familie geschieden sei, ja daß ihr sogar in einem der Familie gehörenden Wald eine Zelle gebaut wurde, wo sie in der Einsamkeit lebte. Aus ihrer Zelle entwickelte sich eine Heimstätte für adelige Frankentöchter, die sich unter ihre Führung stellten. Man mußte bald anbauen und immer wieder erweitern. Aus der Klausur der Heiligen entwickelte sich das bedeutende Frauenkloster Maubeuge. Schließlich ließen sich die Eltern durch das Beispiel der Tochter bewegen, selber der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen.

Am deutlichsten tritt die sieghafte Kraft frauenhaft-christlichen Glaubens im Leben von der heiligen Odilia zu Tage, die in dem Odilienberg bei Straßburg ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hat. Sie war nach der Legende die blindgeborene Tochter des Herzogs Athich aus dem Elsaß. Der enttäuschte Vater wollte sie töten lassen, aber sie wurde gerettet. Bei der Taufe erhielt sie durch den heiligen Bischof Erhard von Regensburg das Augenlicht. Da nun konnte sie es wagen, in das Vaterhaus zurückzukehren. Der Vater, erfreut über die Wendung, wollte seiner herangewachsenen Tochter einen angesehenen Bräutigam zuführen. Sie dagegen hatte sich und ihre Freiheit längst Christus anvertraut. Sie widerstand und floh. Später verzichtete auch hier der Vater auf seinen Willen und erlaubte der Tochter die Heimkehr. Odilia lebte erst ihr frommes Leben zurückgezogen auf dem Schloß des Vaters, das dieser ihr später sogar als Kloster einrichten ließ. Kloster Hohenburg entstand, das spätere Odilienberg, von dem reicher Segen auf das ganze Elsaß niederfloß. Odilia war Stütze der Armen und Bedrängten, Mutter der Heimatlosen, Erzieherin des Volkes. Durch die vielen Töchter vornehmer elsässischer Familien, die sich ihrer Leitung unterstellten, wurde ihr christlicher Einfluß im ganzen Land groß. Sie wurde trotz ihrer Zurückgezogenheit die Mutter des Volkes, dem sie das Licht des Glaubens aufleuchten ließ.

Beide Legenden, die von der heiligen Adelgunde und von der heiligen Odilia, dürfen durchaus als geschichtliche Zeugnisse für die Bedeutung der Frau zu jener Zeit gewertet werden. Sie entsprechen trotz allen Rankenwerkes in ihrem Kern der Wahrheit. In der Legende der heiligen Odilia ist das damalige

Elsaß, das Elsaß der Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum, verkörpert. Die Frau ist zum Symbol des Landes geworden. In ihrem Vater ist das dunkle triebhafte Heidentum angedeutet. Die Blindheit der Tochter ist die Finsternis des noch unerleuchteten Elsaß. Wie Gott ihr durch die Taufe des Bischofs das Augenlicht schenkt, so hat das Elsaß durch die Glaubensverkündigung der Gottesboten und durch die Annahme der Sakramente Christi das Licht des Heiles erlangt². Die hohe Frau Odilia ist zur Mutter ihres Volkes geworden, weil sie durch gänzliche Hingabe an das christliche Vollkommenheitsideal am wirksamsten ihrem Volk gedient hat. Nachträglich hat dann das Volk auf seine geistliche Mutter all jene Züge übertragen, die an ihm selber in Erfüllung gegangen sind. Wenn eine Deutung der Legende erlaubt ist, dann wird sie in der gegebenen am besten gefunden werden. So erklärt sich auch hinlänglich die heute noch vorhandene hohe Verehrung der Patronin des Elsaß. Und daß die Legende nicht einfach wuchernes Unkraut ist, daß sie, auch ganz abgesehen von ihrem historischen Wahrheitskern, einen Sinn hat, daran wird heute kaum jemand mehr im Ernst zweifeln können.

Das junge Christentum der Franken hat eine uns heute fremd anmutende Einrichtung hervorgebracht: das Doppelkloster, d. i. die Verbindung eines Männer- und Frauenklosters. Solcher Doppelklöster gab es zwar auch in der Antike im christlichen Osten. Aber während die orientalischen Doppelklöster durch den Anschluß eines Frauenklosters an ein Männerkloster entstanden, während dort die Oberleitung des Doppelklosters in der Hand eines Mannes, des Abtes, lag, war es bei den unabhängig vom Morgenland entstandenen Doppelklöstern im germanischen Bereich bezeichnenderweise durchweg umgekehrt. Hier ist das Frauenkloster das Erste. Dem angefügten Männerkloster kommt nur eine Nebenbedeutung zu. Das ganze Doppelkloster steht hier unter der Leitung einer Äbtissin. Wir finden diese Art der Doppelklöster nur im Bereich germanischer Stämme. Das ist um so eigenartiger, als die Gründung und erste Blüte fränkischer Doppelklöster in die Zeit der religiösen Begeisterung fällt, die durch Kolumban und seine Irenmönche angeregt war. Kolumban kannte aus seiner keltischen Heimat keine Doppelklöster. Im Gegenteil, das herbe Christentum irischer Missionare ist ein Christentum absoluter Männlichkeit und steht dem Doppelklosterwesen abhold gegenüber. Das entspricht der Stellung der Iren zur Frau. „Die Frau war bei den Kelten nicht zu den vollen Stammesrechten zugelassen, sie wurde mehr als Sache denn

² Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der Gedächtnistag der heiligen Odilia mit dem der heiligen Lucia (= die Leuchtende) am 13. Dezember zusammenfällt.

als rechtsfähige Person angesehen“ (Hilpisch zitiert nach Bund). Daraus wird begreiflich, daß in Irland keine Doppelklöster entstanden. Irische Missionare haben auch unter den Germanen solche nicht gegründet. Kolumban trat im fränkischen Reich als der gewaltige Erwecker vergeistigten Christentums auf. Im Gegensatz zu den Angelsachsen hat er keine Frauen zur Unterstützung seines Bekehrungswerkes aus Irland herüber kommen lassen. Dennoch wurden durch seine Wirksamkeit Frauen in gleicher Weise wie Männer für das Mönchsideal entflammt. Im 7. Jahrhundert, das von Kolumban und seinen Iren mächtig beeindruckt ist, entstanden in Nordfrankreich neue Männer- und ebenso Frauenklöster in großer Zahl. Im germanischen Bereich wurden die irischen Anregungen umgeformt und, ohne daß man sich dessen bewußt war, der germanischen Natur angepaßt. Dieser Vorgang zeigt sich in der Gründung der Doppelklöster. Mit einer Frauenabtei wurde ein Männerkloster errichtet oder einem bestehenden Frauenkloster nach einiger Zeit ein Männerkloster zugeordnet. Während die Klosterkirche gemeinsam war, lebten sonst die Konvente voneinander getrennt. Die Leitung beider lag allerdings in der Hand der Äbtissin. Das Frauenkloster nahm die Hauptstellung ein. Die Mönche standen im Dienst der Äbtissin und ihrer Schwestern.

Deutlich wird dies in der Vita der heiligen Gertrud von Nivelles. Sie war die Tochter Pippins des Älteren. Zu Nivelles, südlich von Brüssel, wo noch heute die gewaltigen Ausmaße der romanischen Kirche an ihre Wirksamkeit erinnern, wurde ihr auf väterlichem Grund und Boden ein Kloster gebaut, wo sie in jungen Jahren Äbtissin wurde. Nach dem Tod des Vaters verlebte Gertruds Mutter Itta in Nivelles ihre letzten Lebensjahre. Die Zahl der Klosterfrauen wuchs mehr und mehr. Gertrud war Äbtissin, aber auch Herrin des weiten Landes ringsum, dessen Bewohner erst oberflächlich ins christliche Leben eingeführt waren. Die Bemühungen um die Verchristlichung der Umwohner, wie auch die feierliche Gestaltung des Gottesdienstes, veranlaßten Gertrud zur Angliederung einer Mönchsgemeinschaft an ihr Frauenkloster. Mönche von den britischen Inseln wurden herbeigerufen. Sie standen im Dienst der Nonnen. Diesen verblieb die innere Tätigkeit, während die Mönche neben dem Gottesdienst äußere Arbeiten übernahmen. Der Äbtissin unterstanden die Mönche ebensogut wie die Nonnen. Sie schickte Mönche als Boten aus, veranlaßte sie zu Reisen im Dienst des Klosters. Mönche waren als Lehrer im Kloster tätig. Einer dieser Mönche verfaßte ihre erste Vita. Vor ihrem Tod befragte sie Mönche und Nonnen nach ihren Wünschen über die Nachfolge und setzte ihre Nichte Wulfetrude als Äbtissin ein: wiederum über beide Klöster.

Wie Nivelles waren auch die Doppelklöster

Chelles, Faramoutiers, Laon u. a. Stiftungen des fränkischen Hochadels. Chelles war das Kloster der heiligen Bathilde, über das sie als Äbtissin die heilige Bertila († 692) gesetzt hatte. Von Bertila heißt es, daß sie Mönche und Nonnen ihres Klosters unterrichtete. Sie entsandte sogar Mönche und Nonnen, um auch in England Klöster zu gründen. Das Doppelkloster Laon wurde geleitet von Sadalberga (Salaberga), die als Witwe das Kloster gründete. Die Hochachtung vor solchen Äbtissinnen war schon allein darum groß, weil sie aus den höchsten Adelskreisen stammten. Sie standen durchaus „ihren Mann“. Wenn fränkische Frauenklöster vielfach Versorgungsanstalten adeliger Töchter waren, so wiesen sie doch durchwegs durch ihre hochgebildeten Äbtissinnen religiösen und kulturellen Hochstand auf.

Die Bedeutung der fränkischen Doppelklöster schwand nach der vollständigen Christianisierung des Landes allmählich. Aber die Hochschätzung der Frau lebte im Frankenreich fort. Bezeichnend ist, daß gerade vom Boden der alten Doppelklöster in der ritterlichen Zeit des 11./12. Jahrhunderts eine Neubelebung dieser Einrichtung ausging. Wie im Rittertum der gleichen Zeit der Ritter seiner Herrin, so sollten in den Doppelklöstern Roberts von Arbrissel die Mönche den Nonnen dienen. Die Frauenklöster des von Robert gestifteten Ordens von Fontevrault waren sämtlich der Mutter Gottes geweiht, die angeschlossenen Männerklöster Johannes dem Evangelisten. „Er (Johannes) sollte ihnen (den Mönchen) ein Vorbild sein, wie sie den Nonnen dienen mußten.“ Nonnen waren in diesen Klöstern Äbtissinnen, Großpriorinnen und Zellerrinnen für die Frauen und Männer zugleich. Alles zum Leben Notwendige erhielten die Mönche von den Nonnen. Was im 7. Jahrhundert in Nordfrankreich begonnen, war hier bis in das Letzte durchdacht und fortgeführt. Wenn um die gleiche Zeit auch in Italien Doppelklöster entstanden, so waren dort bezeichnenderweise nicht Frauen führend, sondern Männer. Aus ihnen wurden die Äbte genommen, die beiden Klöstern vorstanden. Nichts von der germanischem Wesen entsprechenden ritterlichen Verehrung der Frau ist den italienischen Doppelklöstern eigen. Dagegen trägt wiederum der Orden der heiligen Birgitta von Schweden germanisches Gepräge. Dieser, im 14. Jahrhundert entstanden, in einigen Doppelklöstern bis zur Säkularisation im beginnenden 19. Jahrhundert fortlebend, war eine christliche Verwirklichung des germanischen Ritterideals und sah in der Äbtissin das Abbild der himmlischen Jungfrau, der die Mönche sich unterwarfen.

Entsprechend ihrer Hochschätzung der Frau kannten auch die zum Christentum bekehrten Angelsachsen Doppelklöster, in denen Äbtissinnen die beherrschende Stelle einnahmen. Sie hat sich in

der Festlandsmission der Angelsachsen ausgewirkt. Mit großer Liebe verfolgten englische Klosterfrauen den Fortgang des Bekehrungswerkes angelsächsischer Mönche in Deutschland. Durch Gebet und tätige Mithilfe wurden die Missionare unterstützt. Der heilige Bonifatius hat die Bedeutung der Frauen beim Aufbauwerk des Christentums in Deutschland so hoch eingeschätzt, daß er seine Nichte Lioba mit andern Klosterfrauen aus England nach Deutschland berief und ihnen das Kloster Tauberbischofsheim bauen ließ. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er dieses Kloster seiner Lieblingsgründung Fulda näher gelegt, vielleicht sogar als Doppelkloster angegliedert hätte, wenn nicht Fulda in der Gefahrenzone der Sachseneinfälle gelegen hätte. Fast scheint es, als ob er das Versäumte habe nachholen wollen durch die Bestimmung, Liobas Leichnam solle nach ihrem Tod an seiner Seite in Fulda bestattet werden.

Das enge Zusammenarbeiten der angelsächsischen Geschwister Willibald, Wunibald und Walburga führte um die gleiche Zeit in der Tat zur Errichtung einer Art Doppelkloster in Deutschland: in Heidenheim bei Gunzenhausen entstand ein Frauenkloster, dessen Äbtissin die heilige Walburga wurde. Es war mit dem Männerkloster des heiligen Wunibald verbunden. Nach Wunibalds Tod übernahm Walburga die Gesamtleitung.

Eine ähnliche Bedeutung wie im Frankenreich des 7. Jahrhunderts hatten im 9. Jahrhundert die sächsischen Frauenklöster. Sie trugen zur Festigung und Vertiefung des Christentums im Sachsenland erheblich bei. Es kam zwar hier nicht zur Bildung von Doppelklöstern. Die Gründung selbst aber hatte mit jener der fränkischen mancherlei Ähnlichkeit. In Sachsen ging das Christentum wie bei andern Germanenstämmen den Weg von oben nach unten. Zuerst wurde durchweg der Adel für das Christentum gewonnen. Er fühlte auch die erste Sorge für die Ausbreitung christlichen Lebens, bemühte sich, durch Errichtung von Kirchen und Klöstern auf eigenem Grund dem Christentum Raum zu schaffen. Der Adel aber verband die neue Religion so sehr mit seiner eigenen Sache, daß er sich die Nutznießung der von ihm gestifteten Eigenkirchen und Klöster selbst vorbehielt. Die so gestifteten Frauenklöster wurden Familienbesitz, die von einer Frau aus der Verwandtschaft geleitet wurden. Sie nahmen die weiblichen Glieder aus der Sippe auf, die von ihren Eltern Gott geweiht waren oder sich selbst zum Dienst Gottes entschlossen hatten. Sie dienten der Versorgung unverheiratet gebliebener Töchter und der Erziehung von Mädchen aus höheren Kreisen. Herford, Freckenhorst, Gandersheim, Quedlinburg, Essen u. a. sind so entstanden. Wie groß die religiöse, kulturelle, wirtschaftliche und sogar politische Bedeutung dieser Gründungen war, erkennt man noch heute

an den herrlichen Klosterkirchen von Essen, Quedlinburg, Freckenhorst, die zu den ältesten sakralen Bauten Deutschlands gehören, aus den Dichtungen Roswithas von Gandersheim, aus dem jahrzehntelangen Streit der Bischöfe von Mainz und Hildesheim um die geistliche Oberhoheit über Gandersheim. Aus den Frauenstiften Essen und Herford haben sich blühende Städte entwickelt, die lange unter der politischen Leitung von Äbtissinnen standen. Die Bedeutung der sächsischen Frauenklöster steht hinter derjenigen der bedeutendsten Männerklöster dieses Gebietes, Werden und Korvey, nicht zurück.

Unter den Frauen aus dem Beginn der christlichen Zeit, deren Andenken im Herzen der katholischen Westfalen lebendig geblieben ist, steht die heilige Ida von Herzfeld obenan. Als die Wunden, die Karls des Großen Schwert geschlagen hatte, noch frisch waren, kam sie als Gemahlin des Sachsengrafen Egbert aus dem Frankenland nach Hovestadt bei Herzfeld an der Lippe. Sie öffnete die Herzen der anfangs mißtrauischen Bewohner für die Botschaft des Heiles, sorgte für die Armen, wurde zur Mutter des Landes und zum Hort christlichen Lebens im Land an der mittleren Lippe. Ihren begütigenden Worten erschlossen sich die Herzen der Menschen noch eher als dem Wirken der Missionare. Der heilige Ludger, der um die gleiche Zeit in Westfalen wirkte, hatte mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. An der Güte Idas aber schmolz jedes harte Herz. In der Herzfelder Kirche zeigt man heute noch den alten Steinsarg, aus dem die Heilige den Armen habe Korn zu-messen lassen; da segnet man die Kinder in Erinnerung an die heilige Landesmutter, singt man am 4. September und an den darauffolgenden Tagen alljährlich ihr Lob in das Land hinaus. Die hohe Verehrung der heiligen Frau ist in all den Jahrhunderten, seit ihr Fuß Westfalen betreten hat, die gleiche geblieben.

Auf der Grundlage solchen Verhältnisses zur Frau, wie sie die erste christliche Zeit ausgeprägt hatte, beruht in der großen Zeit der Sachsenherrscher die Sendung der deutschen Königin und Kaiserin. Von Mathilde an, der Gemahlin Heinrich I., war die Königin die weibliche Entsprechung des Herrschers, das wichtige Gegengewicht gegen den König, die „consors regni“, die „mediatrix populi“, das Nachbild der himmlischen Mittlerin. Das hebt zart und innig an bei der Werbung Heinrichs um Mathilde, die von da an bis zum Tod Heinrichs Freud und Leid mit ihm teilte. Mathilde ist die Stammutter des Königsgeschlechtes geworden. Glück und Unglück ihrer Kinder wird in der älteren Mathildenvita von ihrer Einstellung zur Mutter abhängig gemacht. Die Erhebung der Kinder gegen Mathilde hat das Unglück der Kinder im Gefolge. „Über den König Otto“, sagt die Vita, „kamen

viele Plagen, und das Glück ... wandte sich von ihm ab.“ Damals vermittelte Ottos Gemahlin Edith zwischen Mutter und Kindern. Die neue Eintracht fand nachher ihren krönenden Abschluß in der Kölner Zusammenkunft Mathildens mit ihren Kindern und Kindeskindern nach Ottos Kaiserkrönung, wo die Kaiserinmutter den Mittelpunkt bildete, von allen ehrfürchtig begrüßt. Ihr stand von allen nachfolgenden Sachsenköniginnen Ottos des Großen erste Gemahlin Edith geistig am nächsten. Nach deren frühem Tod wurde Adelheid Königin, die tatkräftige Frau, welche Otto auf fast allen seinen Zügen begleitete, die unentbehrliche Genossin des großen Herrschers. Die Ehrfurcht vor ihrer adeligen Gestalt erhielt das Reich fast ebenso sehr im Gleichgewicht wie die Furcht vor dem Kaiser. Häufiger noch sollte sie nach ihres Gemahls Tod und nach dem frühen Hinscheiden ihres Sohnes Otto II. in die Geschicke des Reiches eingreifen. Und wieder finden wir Ottos II. Gemahlin eng mit dem Schicksal des Reiches verknüpft, die griechische Theophano, die in Deutschland als Gemahlin und Mutter eines Kaisers Vertrauen gewann. Als letzte in der Reihe der glorwürdigen Frauen folgt dann Kunigunde, Heinrichs II. Gemahlin, deren Fürsprache bei dem Kaiser alles vermochte. Vier von diesen Herrscherfrauen gelten als Heilige der Kirche: Mathilde, Edith, Adelheid und Kunigunde. In ihnen erlangte die herrscherliche Unerbittlichkeit der Sachsenkaiser ihren versöhnenden Ausgleich. Wären diese Frauen nicht gewesen, wahrlich, die Herrschaft der Sachsen wäre zerbrochen an ihrer eigenen starren Macht und ihrer stählernen Härte. Der Bruderkrieg im Königshaus hätte niemals aufgehört.

Was uns so aus den höheren Schichten des Volkes bekannt ist, wird seinen Widerschein in den niedrigeren Kreisen gefunden haben. Denn in jener Zeit der Entsprechungen steht das Obere als Typus für das Untere. Dem Leben auf höherer Ebene entspricht in seiner Art das in den unteren Sphären.

Von dem Gesagten her wird uns das hohe Lied verständlich, welches das hohe Mittelalter der Frau singt. Das Marienideal feiert seine Triumphe. In die Hymnenklänge zu Ehren des kampfstrengen Erzengels Michael mischen sich nach dem äußeren Abschluß der Christianisierung Deutschlands immer stärker die Preislieder von Unserer Lieben Frau. Die Milde Mariens bildet das wohlthuende Gegengewicht gegen den siegmächtigen Engel. Damals im 12. Jahrhundert findet der herbe Zisterzienserorden

seinen Ausgleich in der Marienverehrung, für die Sankt Bernhard von Clairvaux in überschwenglichen Worten wirbt. Um die gleiche Zeit findet das kämpferische Rittertum in der idealen Frauenminne seinen Frieden. Scharen von Rittern sind damals um der höchsten Frau willen dem Zisterzienserorden beigetreten. Von der prophetischen Mystik der heiligen Hildegard und der ihrer kleineren „Schwester“ Elisabeth von Schönau über die heilige Elisabeth von Thüringen zu den späteren Mystikerinnen des 13. und 14. Jahrhunderts formen Frauen die deutsche Frömmigkeit wesentlich mit, verschaffen der Frau in der Kirche die Bedeutung, die sie bis heute besitzt³.

Wir aber glauben, daß die deutsche Frau in besonderem Maß berufen war und ist, durch ihr christliches Leben mitzuarbeiten am Wachstum des Reiches Gottes und an der Verherrlichung Christi in der Verehrung der himmlischen Mittlerin Maria.

³ Über den Rahmen des Aufsatzes hinaus sind die vorliegenden Gedanken ergänzbar durch folgende, durchweg leicht lesbare Werke: Gertrud v. Le Fort, Die ewige Frau. München 1934. — Theodor Bogler, Geistliche Mutterschaft. (Die heiligen deutschen Abtissinnen.) Paderborn 1935. — Gertrud Bäumer, Männer und Frauen im geistigen Werden des deutschen Volkes. Tübingen 1934. — Karl Koch, Hildegard von Bingen und ihre Schwestern. Leipzig 1935. — Gustav Schnürer, Die Anfänge der abendländischen Völkergemeinschaft. Freiburg 1932. — Carl Albr. Bernoulli, Die Heiligen der Merowinger. Tübingen 1900. — Leo Ueding, Geschichte der Klostergründungen der frühen Merowingerzeit. 1935. — Wilh. v. Giesebrecht, Zehn Bücher fränkischer Geschichte vom Bischof Gregorius von Tours. Leipzig 1878. 2 Bde. (Aus den Geschichtsschreibern d. dtsh. Vorzeit. 6. Jahrh. Bd. IV.) — Stephanus Hilpisch, Die Doppelklöster. Entstehung und Organisation. Münster/Westf. 1928. — Heinr. Timerding, Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer. Bd. 2: Die angelsächsische Mission. Jena 1929. Darin die Viten von Lioba, Willibald und Winnebald. — Scheeben-Raskop, Die Gründung des christlich-deutschen Königtums und christlich-deutscher Kultur zur Zeit der Sachsenkaiser. Mainz 1936. — Jaffé-Wattenbach, Das Leben der Königin Mathilde. (In der Sammlung: Geschichtsschr. d. dtsh. Vorzeit. Bd. 31 a.) Leipzig 1925. — Johannes von Walter, Die ersten Wanderprediger Frankreichs. Teil I: Robert von Arbrissel. (Stud. z. Gesch. d. Theol. u. d. Kirche, hrsg. v. N. Bonwetsch u. R. Seeberg. 9. Bd. Heft 3.) Leipzig 1903. — Heinrich Schäfer, Pfarrkirche und Stift im deutschen Mittelalter. (Kirchenrechtl. Abhdl. v. U. Stutz, Heft 3.) Stuttgart 1903.

DER SINN DES GANZHEITSBEGRIFFES IN DER BIOLOGIE

Von Georg Siegmund

In der Fülle mannigfacher Formen und Vorgänge eine verborgene Einheit zu sichten, Einzelvorgänge auf Allgemeingesetze, Dinge hoher Mannigfaltig-

keit auf elementar-einfache zurückzuführen, um schließlich zu einer letzten allumfassenden Einheit zu gelangen, ist das Ziel, das zu verwirklichen der